

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 255.

Samstag, 26. September.

1931.

Sput auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hinz.

(1. Fortsetzung.)

Der Detektiv lehnte sich gegen die Rückwand des Promenadendecks. Ein paar Augenblicke lang starrte er empor in den Himmel, dessen nachtdunkle Wolkendecke jetzt an einigen Stellen zerrissen war und hin und wieder einen Stern hindurchschimmern ließ.

„Ich kann Ihnen nicht recht glauben . . .“ meinte er dann langsam. „Und selbst wenn . . .“, wie wollen Sie daraus ein Recht auf die geraubten dreihunderttausend Mk. ableiten?“

Der Andere antwortete nicht sofort. Durch die trennende Schranke der Dunkelheit hindurch schien er das Gesicht seines Verfolgers zu suchen.

„Ich glaube, Sie verstehen mich nicht und werden mich so leicht auch nicht verstehen können! — Haben Sie schon einmal Jahre, ja, Jahre — unschuldig im Gefängnis gesessen?! Wissen Sie, was das heißt, wie man an sich und der Welt irre wird! Und man weiß, da draußen läuft dieser Schuft, der Pender, in der Freiheit herum. Freut sich seines Lebens, und meines hat er vernichtet, unerbittlich vernichtet!!“

„Mir war klar: Meine Unschuld konnte ich nicht beweisen, das hatte ich im Prozeß zur Genüge erfahren, für Deutschland war ich erledigt, verurteilt, mir blieb auch nicht die geringste Möglichkeit, mit dem Makel einer solchen Vorstrafe ein neues Leben daheim aufbauen zu können — und da reiste in mir in der Gefängniszelle der Entschluß: Der Mann, der mein Leben vernichtet hatte, mußte seine Schuld an mir gutmachen, und wenn mir die Gerichte die Handhabe hierzu nicht boten, dann mußte ich sie mir selbst erzwingen . . .“

„Und da haben Sie einfach den Einbruch in die Pendersche Bank verübt und sich die dreihunderttausend Mark geraubt . . .“

„Jawohl, weil ich mir nur so jenseits des Ozeans eine neue Existenz schaffen konnte. — Alles glückte. Ich gab mir keine Mühe, meine Spuren zu verwischen. Am nächsten Morgen stach die „Atlanta“ in See. — Und nun haben Sie mich gestellt. Schade, ich hätte vorsichtiger sein sollen!“

„Aber was wollen Sie denn? — Noch ist doch für Sie nichts verloren! Ihre Freiheit können Sie sich erkaufen.“

Eine erregte Handbewegung Kerstens schnitt ihm das Wort ab. „Begreifen Sie denn nicht, daß ich dieses Geld niemals herausgeben werde? Ich will meine Rache haben . . . wenn Sie es so auffassen wollen. Das Geld steht mir zu für das, was ich erlitten habe! — Oder . . . glauben Sie mir nicht?“

Der Andere wiegte unentschlossen den Kopf hin und her: „Wenn ich ehrlich sein soll . . .“

„Gewiß, das sollen Sie!“

„Ich halte Michael Pender für einen schlaunen Fuchs — aber daß er so weit gegangen sein sollte, einen Unschuldigen in das Gefängnis zu schicken, kann ich nicht glauben!“

„Gut! — Ich kann Ihre Meinung leider nicht ändern, denn Beweise für die Schuld Penders habe ich nicht. Also muß ich es Ihnen überlassen, so vorzugehen, wie Sie es für richtig halten.“

Der Detektiv hüstelte. „Schade! Ich hatte mir das Ergebnis dieser kleinen Aussprache anders vorgestellt! Es wäre mir lieber gewesen, das Geld und damit auch

(Nachdruck verboten.)

meine Belohnung in den Händen zu haben. — Aber wenn Sie es nicht anders wollen — Vielleicht sprechen wir noch einmal darüber, wenn ich den Haftbefehl gegen Sie in der Tasche habe . . .?“

„Ganz unnötig, mein Lieber! — Wenn Sie mich damit auch mattgesetzt haben — das Geld werden Sie nicht finden. — Und nun möchte ich mich von Ihnen verabschieden. Es ist schon recht spät geworden. Ich mache mir wirklich Gewissensbisse, Sie mit meiner . . . zwecklosen Erzählung so lange aufgehalten zu haben. Gute Nacht, mein Herr! — Abzugs . . . wollen Sie mir nicht ihren Namen nennen?“

„Wenn Sie Wert darauf legen . . .“ lachte der Andere. „warum nicht? — Ich bin Gregor Senius.“

Kersten verneigte sich leicht: „Es ist mir eine Ehre, gerade Sie zum Gegner zu haben. — Aber nun . . . gute Nacht!“ Hastig wandte er sich ab. Seine Schritte erstarrten über das Deck.

2.

Der gegen Morgen einsetzende leichte Ostwind hatte den Himmel von den letzten Wolkenseiten reingefegt. Strahlend stieg dort, wo gestern das alte Europa versunken war, die Sonne empor und goß einen Strom von Gold über das Meer. Leichte Kräuselwellen versuchten vergebens, dem schnellen Lauf der „Atlanta“ gleichzukommen.

Im Norden zog die Rauchfahne eines fernen Dampfers über den Horizont. —

Der junge Mann im eleganten Sportdress folgte ihr eine Weile lang mit den Augen, ehe er sich langsam abwandte, mit einer rudartigen Bewegung das Monofel einklammerte und sich an einen vorübereilenden Steward wandte: „Hallo — hören Sie mal — bringen Sie vier Liegestühle her — oder besser noch nach dort drüben hin. Da haben wir die Sonne länger —!“

„Sehr wohl!“ nickte der Angeredete höflich und quittierte mit einem „Danke, Herr Lundquist!“ den Geldschein, den jener ihm in die Taschentaste geschoben hatte.

Der aber achtete schon nicht mehr darauf, sondern starrte auf die Tür des Kabinenganges, die sich jetzt öffnete. Zwei Damen traten auf das Promenadendeck hinaus. An ihrer Ähnlichkeit schon erkannte man Mutter und Tochter. Die feine, etwas herbe Schönheit der Mutter fand einen sanfteren Widerspiegel in dem zarten Gesicht der Tochter. Beiden gemeinsam war ein müder Zug um den Mund, der von vielem Leid und vielen Enttäuschungen sprach.

Mit zwei, drei Schritten war Hilmar Lundquist ihnen entgegengegangen, blieb jetzt aber stehen, als er hinter den Damen einen genau so wie er gekleideten Mann auftauchen sah, der den Frauen höflich den Vortritt gelassen hatte und nun an ihre Seite eilte.

„Du hast Dich aber wirklich zum Frühaufsteher entwickelt, Hilmar!“ lachte jener und schüttelte herzhast die Hand des Anderen, der sich jedoch hastig den Damen zuwandte und sie äußerst zeremoniell begrüßte: „Guten Tag, Fürstin — guten Morgen, Komtesse Annja —“ Aber der Handkuß für die Mutter fiel doch etwas flüchtig aus als der, den Komtesse Annja erhielt.

„Guten Morgen, Hilmar! — Wie haben Sie geschlafen?“ lächelte ihn das Mädchen an.

„Bestimmt nicht so gut wie meine brüderliche Liebe!“ beteuerte der Gefragte. „Sie sehen ja: ich bin schon auf den Beinen, während Osten natürlich wieder mit dem Recht des Älteren die Verantwortung für den Sonnenplatz auf meine schwachen Schultern abgewälzt hat. Der Steward wird sofort mit den Stühlen kommen. Dort drüben den Platz habe ich ausgesucht! Sind Sie zufrieden, Annja?“

Sie lachte über den aufrichtigen Eifer des jungen Menschen, der kaum ein paar Jahre älter sein mochte als sie: „Bravo, Hilmar, Sie haben sich als echter Kavalier erwiesen! Ich wünschte manchmal, Osten nähme sich ein Beispiel daran . . . !“

„Haben Sie sich wirklich so sehr über mich zu beklagen, Annja?“ fiel ihr der Ältere ins Wort. In seinen dunklen Augen, deren Fältchen viel Leben und Erleben verrieten, zuckte es für Sekundendauer wie leiser Ärger auf. Dann trat er neben seinen jüngeren Bruder und legte ihm leicht die Hand auf die Schulter: „Du verwöhnst mir Annja zu sehr, mein Lieber! Wenn das so weiter geht, werde ich eifersüchtig werden müssen —“

In seinem ganzen Verhalten lag eine gewisse nachlässige Herablassung. Ohne weiter auf seinen Bruder zu achten, wandte er sich an die Fürstin Manierska: „Sagen Sie selbst — verdiene ich diesen Tadel?“ Er gab sich sichtlich Mühe, den ganzen Zwischenfall als das zu nehmen, was er auch war, eine bedeutungslose Rederei. Aber eine leichte Mißstimmung konnte er doch nicht ganz verbergen.

Die Fürstin lächelte: „Im Gegenteil! Ich könnte Ihnen fast den Vorwurf machen, daß Sie mir das Kind verwöhnen!“

Osten Lundquist nickte zufrieden und war völlig versöhnt, als ihm Annja mit einem leicht vorwurfsvollen: „Sie wissen doch, daß ich nur im Scherz sprach!“ ihre schmale, weiße Hand reichte.

„So — und da ist der Steward mit den Stühlen!“ Hilmar hatte eine Zigarette zwischen die Mundwinkel geschoben und schritt nun an die Spitze der kleinen Gruppe über das Promenadendeck.

Obwohl die Sonne ihr Bestes tat, so wirkte doch der kühle Ostwind recht unangenehm. Fürstin Manierska die ihren Liegestuhl neben dem ihrer Tochter und zwischen den Brüdern Lundquist aufgestellt hatte, fröstelte zusammen und zog die nach russischer Art lebhaft gemusterte Wolljade fester um die Schultern.

„Willst Du nicht lieber eine Decke haben?“ fragte Annja besorgt.

Osten sprang auf und warf die Zigarette, an der er gezogen hatte, über Bord: „Aber bitte, gnädige Fürstin, ich werde sofort . . .“

„Nicht nötig!“ winkte sie freundlich ab. „Dort drüben steht Basil. Er wird mich mit allem versorgen, was ich brauche!“

Ein flüchtiger Blick genügte. Gleich darauf stand der Genannte in unterwürfiger Haltung neben dem Stuhl seiner Herrin. Sein von Altersfalten zerrissenes Gesicht unterstrich noch den fremdartigen Eindruck, den er mit seinem Russenkittel und den hohen, glänzenden Schafstiefeln inmitten dieser eleganten Reisenden machte.

Die Fürstin sagte ein paar russische Worte zu ihm, auf die er ebenso antwortete, um dann in gemessener Eile der Tür zu den Kajüten zuzustreben.

Osten Lundquist blickte ihm nach. Dann wandte er sich lächelnd an die beiden Damen: „Ein sonderbarer Heiliger, dieses Basil! — Wissen Sie, mit seiner finsternen Miene erinnert er mich immer an die anarchistischen Berschwörer, von denen man früher so viel in Romanen las. Ich jedenfalls würde ihm nicht soviel Vertrauen schenken, wie Sie es tun . . .“

Annja warf ein wenig empört den Kopf in den Nacken: „Aber wie können Sie so etwas sagen, Osten! — Sie wissen ja gar nicht, was Basil schon alles für uns getan hat!“

Der Andere zuckte die Achseln und schien dem Gespräch eine andere Wendung geben zu wollen, aber er

hörte doch aufmerksam zu, als sich jetzt die Fürstin mit einem verweisenden Lächeln an ihn wandte: „Nein, wirklich, Herr Lundquist, Sie tun dem braven Menschen bitter Unrecht! Seiner Treue und Ergebenheit verdanken wir es nur, daß wir aus dem Wirrwarr der russischen Revolution nach Paris fliehen konnten! Mehr als einmal hat er sein Leben für uns eingesetzt!“

„Das — wußte ich natürlich nicht!“, sagte Osten langsam und es klang wie eine Bitte um Entschuldigung.

„Ich muß auch sagen, daß er mir großartig gefällt!“ schlug sich nun Hilmar auf die Seite der Damen. Sein Bruder warf ihm einen ärgerlichen Blick zu, griff dann nach dem silbernen Etui, um es geöffnet Annja hinzuhalten: „Bitte, wenn Sie sich bedienen wollen . . .“ Wenn Ihre Frau Mutter auch selbst nicht raucht, so wird sie doch wohl kaum etwas dagegen haben, daß wir bei einer Zigarette Frieden schließen!“ —

Mit dem Höhersteigen der Sonne ließ auch der Wind nach. Nur noch von Zeit zu Zeit jagte er kleine, spritzende Kräuselwellen hinter dem Schiff her. Die zunehmende Wärme legte sich wie ein leichter Schleier der Müdigkeit über die vielen Passagiere, die sich mit ihren Liegestühlen über das ganze Deck ausgebreitet hatten. In kleinen Gruppen saßen sie da, wie sie sich für die Überfahrt zusammengefunden hatten.

Das Trauring-Spiel, das der Obersteward hatte zurechtlegen lassen, fand nur bei wenigen Anklang. Man zog es vor, miteinander zu plaudern oder in einem Buch der Schiffsbibliothek herumzuschmökern.

„Sie sind sehr faul, mein lieber Osten!“ meinte Annja strafend, als er für einen, von ihr vorgeschlagenen Rundgang durch das Schiff wenig Begeisterung zeigte. „Aber das hilft Ihnen nichts! — Zur Strafe müssen Sie mir jetzt mein Fernglas aus der Kabine holen. Dort hinten am Horizont ist ein Dampfer aufgetaucht . . .“

„Wenn ich Ihnen mein Glas anbieten dürfte . . .“ Ein junger Mann, der in ihrer Nähe an der Reeling gestanden hatte, war zu ihr herangetreten und reichte ihr mit einer leichten Verbeugung das Fernglas, durch das er bisher den Horizont gemustert hatte.

Osten Lundquist beobachtete die kleine Szene ohne große Freude. Etwas wie unterdrückter Ärger blühte in seinen Augen auf, als er sehen mußte, wie Komtesse Annja dem Anderen freudig überrascht die Hand hinreckte: „Ah: Herr Knight, ich hatte Sie noch garnicht gesehen!“

„Ich wollte nicht stören!“ versicherte jener und strich langsam den kurzen Spitzbart, der seinem ganzen Gesicht etwas Markantes gab.

Sie schienen auf diesen Einwand antworten zu wollen, wandte sich dann aber hastig ab und hob das Fernglas an die Augen.

Inzwischen begrüßte William Knight die Fürstin und die beiden Brüder. Mit einem unmerklichen Lächeln um die Lippen stellte er fest, daß sein Erscheinen namentlich von dem älteren Lundquist nicht gerade mit großer Freude aufgenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Kakteen.

Liebe macht den Kaktuszüchter blind.
Wenn Kakteen klein und niedlich sind,
Anmutsvolle, zärtliche Geschöpfchen,
Eingepflanzt in puppenhafte Töpfchen,
Sieht er sie und sonnt sie, pflegt sie täglich,
Und sie werden groß und unerträglich
Lang und mißgestaltig, trumm und stachlig.
Der Kakteenfreund bestaunt sie schachlich,
Findet, daß sie prächtig sich entwickeln,
Überfüllt mit Stacheln, Warzen, Pideeln.
Selten sieht aus ihren Krummgestalten
Man die roten Kelche sich entfalten.
Sie vermehren sich und wachsen nur,
Launisches Gebilde der Natur,
Das die Züchter andachtsvoll belauschen,
Sich an Stachelschweinchen zu verauschen!

Lotte Tiedemann.

Die Tankstelle in der Wüste.

Mit dem Auto auf dem Fluchtweg der Mutter Gottes.

Von Ulrich Terlinden.

Irgendwo, an einem müden, langsamen Fluß hatten wir Fellaahweiber gesehen; sie bückten sich, mitten in der Arbeit, als unser Wagen in Sicht kam, und schlugen die Röcke vor die Augen.

Am Lenktrah des Wagens saß Doria.

Ihre feinen Hände bebten leise am dünngriffigen, hölzernen Rad. Kaum ein leichtes Surren hörten wir. Das Gluck dieser Maschine konnten wir deutlich empfinden, wenn sie in das Tempo von hundertundvierzig Kilometern überglitt. Aber dann wuchs diese Maschine unsichtbar, wurde größer, wurde stärker als diese prachtvoll entfaltete Welt mit all ihren unzähligen, feinen Wundern der Schöpfung; verwischte die Kleinigkeiten, das Winzige, riß es zu einem Einzigen zusammen, zu einem Gesamteindruck, der zitternd und rasch verslog und dennoch von einer Winzigkeit abhängig war: ein kleiner Wall, eine Hürde, ein Baum.

Doria begann leise unruhig zu werden. Sie las von den Reizeigern der Uhren, die am roten roten Schaltbrett schneeweiß leuchteten, irgendwelche Geheimnisse ab.

Aber die Straße lief vor uns weiter; dehnte sich, wurde verschlungen, war wieder da, streckte sich und zog sich zu einem kleinen Fleden zusammen. Die Gebüsch flogen an uns vorbei, die Bäume: wie ein kurzer Knall: Menschen, die weit vorne am Wegrand standen, verwehten in den nächsten Augenblicken wie Schatten.

Konnten die menschlichen Augen in solch einer unermüdblichen Fahrt wirklich alles erfassen? Den Zauber der weißen Städte, die wie steinerne Kronen Berggründen krönten, dunkle Haine und Wälder, Küsten, die heraufblitzten, das Meer, das wie eine seidene Fahne manchmal herüberwinkte; Tiere, die über den gelben Sand liefen und zu stehen schienen.

Ein Herr saß mit uns im Wagen. Es war ein guter Freund Dorias. Der Herr hatte weiße Haare und einen hellen Blick. Er saß neben uns wie ein Schemen aus der Vergangenheit, voll von mühselig eroberten Erlebnissen. Ein Liebhaber der Mythologie und der Kulturen, der fremden Länder. Ein gediegener Mann, dem die Erzählungen leicht von den Lippen flossen.

Dieser alte Herr war eben dabei, über Pharaos zu sprechen, über die dreiunddreißig Pyramiden, über die Art des Baumaterials und über die Lage der Sklaven.

Wir waren in der Nähe von Heliopolis.

„Das ist doch das Land, in dem ich einst die Hühner in einer Lehmkuugel briet: improved patent of London! Wasser, Steine und etwas Salz, das genügt, die Lehmkuille löste die Federn, in der Hitze wurde die Kruste braun, und besser konnte der Braten auch im Inn des Ring Richard nicht schmecken! Das ist auch jene Landschaft, in der der heilige Joseph ...“

„Das Benzin geht zu Ende!“ sagte Doria kurz.

Also war der Gradmesser des Benzintanks aus jener verteuert raffinierten Schalttafel wichtiger? Er war drohend mahnend! Der alte Herr schwieg nachdenklich und unverbessert, gleichgültig gegen den Luxus dieser Zeit.

Sylomoren glitten vorbei. Schatten spielten auf den Steinriegeln. Es ist wahr: Wüste dehnte sich ringsum; Einsamkeit, Verlassenheit. Dunkelblaue Täler öffneten sich ferne. Aber für den Wagen gab es keine Einsamkeit, keine Wüste. Keine Distanz.

Das ist die Landschaft von Mataron. Aber wer kümmernte sich um Mataron? Wahrscheinlich nur unser weißhaariger Freund, der die Welt kannte, weil er die Geschichte kannte, und der die Geschichte liebte, weil er soviel von der Welt gesehen hatte.

Der Wagen glitt langsamer weiter.

Dort, eine ungeheure Sylomore.

„Doria!“ rief der alte Herr, „schauen Sie: diese riesenhafte Sylomore auf jenem Paß, dieser weiße Weg ... dort gibt es eine süße Quelle, Trinkwasser, das einzige in der ganzen Gegend, und ein kleines Bäcklein. Dort wusch die Mutter Gottes die Windeln für das Knäblein ...“

„Die Mutter ...“ sagte Doria vor sich hin und tastete mit den feinen Fingern nach den Hebeln.

„Ja. Sie waren auf der Flucht vor der Räuberschar des Disma, desselben Disma, der ihr dann seine Gastfreundschaft in Kairo anbot, im ägyptischen Babylon ...“

„Das Benzin ist zu Ende!“ sagte Doria zwischenzähne. Sie sagte es mit einer Stimme, die nichts neben sich duldet als die Achtung für ihre Maschine.

Aber der alte Herr sprach weiter, setzte sich über diese Achtung hinweg.

„Immer noch dieselbe Quelle, in einer göttlichen Gleichmäßigkeit, immer noch dasselbe Element, das süße, klare

Wasser, seit Jahrtausenden, und in Jahrtausende hinein, so, wie es der Schöpfer einst schuf. Beginnt unser Schauen nicht einen Sinn zu bekommen, unser Fühlen einen Zweck?“

Doria blinnte die Straße weiter, hinein in das Land. Sie suchte eine jener Pumpen, die selbst in der Wüste, wo sie am eintönigsten ist, wie blaue, gelbe und rote Wegweiser aus dem gelben Sande wachsen.

Wie gleichmäßige Atemzüge. Die Nahrung geben.

„Was nützt uns die Technik!“ sagte der alte Herr, „wenn wir immer wieder eine neue Technik brauchen, um die erste zu erhalten?“

Der Wagen nahm einen kleinen Hügel. Er ging langsam.

„Ihre Vergangenheit, lieber Freund, macht unserer Gegenwart so manchen Vorwurf. Aber Sie triumphieren zu früh! Sie glauben, mein Wagen wird nutzlos? Wir müssen aussteigen? Zu Fuß gehen? Dort! Sehen Sie das kleine weiße Haus?“

Doria lächelte; ihre Unruhe verschwand.

Der Wagen nahm rasch das kleine Stück Weg. Da war das weiße Haus im Schatten einiger Bäume. Da wuchs eine gelbladierte Benzinpumpe aus dem steinernen Boden.

Der Wagen hielt mit einem kaum fühlbaren Ruck.

Eine alte Frau trat aus dem steinernen Mauerviereck. Ein leichter Wind hatte sich vom Boden aufgehoben und bewegte langsam die langen, bis an die Knöchel fallenden Kleider der Frau. Sie kam auf uns zu. Sah uns flüchtig mit etwas müden Augen an. Diese Augen waren dunkel wie die Farbe ihres Gesichtes. Und die der Hände. Die Frau trat an die Pumpe. Bediente sie wortlos. Füllte den Tank mit Benzin.

Doria war aus dem Wagen gestiegen. Der alte Herr schwieg. Er sah über die Landschaft mit den Steinriegeln, den weißen Städtchen in der Ferne, den Hügelkuppen mit den Pyramiden, dem heißen, blauen Himmel. Der ägyptische Tag glühte.

Doria war — in einem frauenhaften Gefühl — an die Seite des Weibes getreten. Wir schwiegen alle. Es war nicht die Eigenheit dieser Landschaft, es waren nicht die Erzählungen des alten Freundes, es war das dunkle Gefühl einer Frage. Einer Frage nicht eines einzelnen Menschen, es war die Frage einer Generation, es war eine Frage, die seit langem in den Menschen unserer Gegenwart treibt, die uns schweigen ließ.

Es war die Frage nach der Kultur unserer Zukunft!

Die fremde Frau war ein Weibchen in der grellen Sonne stehen geblieben. Dann trat sie zurück in den blauen Schatten der Bäume. Sie stand dort wie eine unbekannte Erscheinung; wie etwas, das nicht hierher gehört; das einen Gegensatz deutlich macht, grell, lärmend, peinigend, laut!

Wir fühlten, wenn wir diese Frau auf der Straße gesehen hätten, einen Topf drehen, ein Tuch weben, sie wäre uns nicht aufgefallen. Dann hatten wir unterwegs viele gelbe, blaue und roten Benzinpumpen gesehen, weit, wüsten-ein, von Arabern und anderen Männern bedient. Dennoch war es uns nicht zum Bewußtsein gekommen, wie ganz anders diese Zeit ist, in die die Technik ihre Schatten wirft.

Doria zögerte einzusteigen; sie hatte die Hand an der blühenden Türklinke. Sie blinnte zurück auf die Frau.

„Doria!“ sagte der alte Herr. „Doria!“, er sagte es leiser, so, als ob es nur die junge schöne, weiße Frau hören sollte, „Doria ... sieht sie nicht aus wie eine Sklavin? In unserer Zeit, der Zeit der Technik? Eine moderne Sklavin? Sehen Sie nicht im Geiste die Kolonnen der Sklaven über die Erde schreiten, Pyramiden bauen, Tempel errichten ... dort unten, dort drüben, in der Wüste, dort zwischen den Hügeln ... Eine Sklavin von heute, die für machtvolle Herren in der Wüste arbeitet?“

„Unsinn!“ sagte Doria leise. Sie lächelte. „Diese Frau verdient ihr Brot leichter, sie mühte vielleicht betteln gehen. Oder Wasser verkaufen!“

„Ja“, sagte der alte Freund, „Wasser von der gütigen Quelle, der einzigen, die süß ist weitem im Land. Ich kenne sie, diese Quelle der Maria!“

„Dann wollen wir weiter!“ sagte Doria kurz und stieg ein. Die Technik geht ihren Weg!

„Gewiß“, erwiderte der alte Herr. „Und dennoch bin ich damit nicht einverstanden. Ein vielleicht für Euch zum Schwärmer Gewordenen, zum unbrauchbaren Menschen, weil er die Maschine nicht liebt ... wieviel Unglück hat sie über uns Menschen gebracht ... das laufende Band ... Der Geist arbeitet, aber die Maschine setzt es in Resultate um. Für den Weg, den wir in wenigen Stunden gefahren sind,

Habe ich Wochen gebraucht. Aber diese Wochen waren eine Ausbeute an Erinnerungen, während diese hübsche Fahrt kaum ein einziges, flüchtiges Ereignis ist. Wenn nicht diese Frau unter dem schattigen Baum . . .

"Sie sind unverwundlich!" sagte Doria und ließ die Maschine durch einen Druck auf einen kleinen stählernen Knopf angehen.

"Nein!" sagte der alte Freund, "aber ich will leben. Ich will mich nicht abhängig machen. Ich will mich freuen können wie ein Kind, selbst, wenn ich verschwinden müßte! Ich will wissen um unsere ewigen Sinne und Gefühle, sie nicht erschlagen lassen, ausschalten, der Maschine überlassen, verkümmern! Ich will ausspannen können, heraus aus den engen Wegen des Alltags, meine tausendfachen Empfindungen genießen. Selbst Sie, Doria, Sie sind eine Frau; ganz auf Gefühl eingestellt! Wird Ihnen dieses Zwischenpiel auf Nataron mit jener dunkelgekleideten Frau nichts bedeuten?"

Doria lächelte; gewiß: sie empfand. Es war das Lächeln des Sieges. Und dennoch das eines Besiegten.

"Ich weiß, Technik muß sein. Es ist die neue Generation der Weltgeschichte. Immer erneuert sie sich; ich werde es nicht ändern. Aber: ich habe ein Gefühl der Armut der Zukunft! Wenn Sie die Menschen sehen, die Sklaven der Maschinen! Gleichzeitig aber habe ich ein Gefühl vom Reichtum unserer Gegenwart!"

Nach glitt der Wagen dahin. Die Landschaften drehten sich wieder. Das weiße Band der Straße glich einem Tobogan. Die Landschaft sprach nicht; erzählte nicht. Die Bäume waren dunkelgrüne Flächen, die Gehänge drehten sich. Die Deutlichkeit der Schöpfung in ihren unbeschreiblichen, wundervollen Ausdrücken wurde verwischt. Nur das Bibrieren der verniedelten Zeiger auf den Messuhren war klar und fesselnd. Der Blick unserer Augen maß die Abstände zum nächsten Ziel.

"Zukunft!" sagte Doria und gab dem Wagen durch einen kleinen Fingerdruck an einem Hebelchen die große Geschwindigkeit frei, "was ist die Kultur der Zukunft?"

"Wollen Sie bitte den Wagen noch eine Sekunde lang halten, Doria?" fragte der alte Herr.

Das Hebelchen ging um einige Millimeter zurück. Der Wagen zog verblüffend rasch die Geschwindigkeit ein. Ein leichter, kaum merklicher Ruck, dann stand er still.

Der alte Herr wendete sich um. Er zeigte auf die langsam ansteigende Höhe, im afrikanischen Blau des Himmels mit feinen Pinselstrichen gezeichnet. Auf das Haus unter den uralten, blauschattigen Eukalypten, und die dunkelgekleidete Frau, die Araberin. Auf das uralte Land; die uralten Kulturen.

Und mitten darin, weithin sichtbar, die gelbe Benzinpumpe, die wie ein greller Schrei der Zukunft in den heißen Tag emporwuchs!

Die Briefmarken.

Skizze von Georg Wagener.

An einem unfreundlichen Augusttage lernte ich Klas Ridders näher kennen. Ich saß so ziemlich allein auf der Mole des Nordseebades und sah melancholisch — kein Wunder bei dem Wetter — den Wellen zu, die ihren Wüßst bis zu mir heraufsprühen wollten.

Da kam Klas Ridders, die Hände in die Hosentaschen vergraben, angeschliddert und setzte sich ohne viel Umstände zu mir: "M Tag auch." Anfangs schleppte sich die Unterhaltung ein wenig hin, denn keiner von uns beiden konnte sich zu der Überzeugung durchringen, daß die Besprechung der Wetterausichten spannenden Unterhaltungstoff bot.

Schließlich kam unser Gespräch ganz zum Stillstand, und Klas Ridders suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß er mit großem Geschick nach den Wellenköpfen spuckte. Ich hatte glücklicherweise einen Einsall: "Hören Sie mal, Herr Ridders! Sie als alter Seebär sind in der Welt herumgekommen. Haben Sie keine Marken gesammelt?"

Im nächsten Augenblick glaubte ich, Klas Ridders wollte aus seiner alten ehrlichen Haut fahren. "Marken!" fauchte er mich an. "Reden Sie mir nicht von Marken! Von denen habe ich die Nase gründlich voll." Der rasch gezückte letzte Glimmrösel aus meiner Zigarettenasche belästigte ihn ein wenig. Er war so liebenswürdig, das Kraut anzustechen, paßte ein paar Mal in den Wind hinaus und sagte dann mit einer Stimme, in der sein Ärger nur noch wie das schwächer werdende Donnern eines abziehenden Gewitters zum Ausdruck kam: "Briefmarken! Mit den Dingen habe ich einmal ein ganz fatales Erlebnis gehabt."

Ich war damals Bootsmann auf der "Frene Kemmerich". Nun behauptet ihr Binnenländer immer, wir Seeleute hätten in jedem Hafen ein Mädchen sitzen. Das wäre ja sehr nett. Wenn

einer ein paar Wochen hintereinander auf einem Kasten gesessen hat, ohne eine Schürze zu sehen, dann kann er ein wenig Liebe schon brauchen. Kurz und gut, die Geschichte mit den vielen Mädchen stimmt nicht, und ich hatte nur eines. Das saß in Hamburg und hatte mir versprochen, auf mich zu warten: "Klas, Du bist der Einzige!"

Was meinen Sie, was so ein Wort bei uns alles ausdrücken kann! Da hält unsereiner den Kopf ganz anders hoch, wenn er draußen ist. Da kümmert er sich nicht um all das Weiberzeug, das in den Hafenstädten Jagd auf uns macht — macht ist vielleicht besser gesagt, denn jetzt bin ich alter Kerl schon längst abgetafelt. In der Südsee draußen dachte ich mir an das Mädel, an die Emmy, denn über kurz oder lang wollten wir in Hamburg zusammen aufs Standesamt gehen.

Eines Tages lagen wir nun vor Apia. Ein paar Kabelaugen vor uns ankerte der "artinus von Ohlehusen" aus Bremen. Wir von der "Frene Kemmerich" gingen abends in eine Kneipe. Da saßen schon ein paar Bremenser, und einer war darunter, der spendierte eine Runde nach der anderen. Natürlich wollten wir wissen, was da los war.

Der Bremenser hatte schon etwas schief geladen: "Was los ist? Heiraten wollen wir. Eine feine Hamburger Deern, Emmy heißt sie, und wenn wir erst an St. Pauli Landungsbrücken liegen, geht's gleich mit ihr zum Standesamt. Heut' abend ist Vorfeier!" Wir mußten mittrinken.

Dann zog der Bremenser aus einmal ein Bild aus der Tasche, hielt mir's unter die Nase und sagte: "Gefällt sie Dir?"

Eigentlich hätte ich sagen müssen: "Ja, großartig!" Denn das Mädel auf dem Bild war meine Emmy!

Wissen Sie, in so einem Augenblick geht alle Höflichkeit zum Teufel. "Mann", schrie ich, "wie kommst Du zu meiner Braut?" Der Bremenser hatte schon einen schweren Kopf und war zu faul zum Wütendwerden. "Du bist ja besoffen!" sagte er ganz gemächlich und wollte das Bild wieder einsteden. — "Halt!" brüllte ich aber und zog die Photographie aus der Tasche, die Emmy mir beim letzten Abschied mitgegeben hatte. "Da, guck Dir an, was darunter steht: Ihrem einzigen Klas Deine Dich liebende Braut Emmy. Gibst Du 'ut in das Du aeloen hast. Du . . . Du"

"Ne", sagte der andere ganz gemächlich. "Ne, denn bei mir steht noch was viel Schöneres drunter: Ihrem einzig allerliebsten Hein Deine Dir ewig treue Braut Emmy. Also schmeiß Dein Bild weg, mein Junge, und such Dir 'ne andere Braut!"

Na, hätten Sie sich so etwas gefallen lassen? Ich nicht. Also flogen die Gläser auf einmal vom Tisch herunter, und dazwischen lagen beide, Hein aus Bremen und ich.

Einen von uns hätten sie sicher wegen Mord und Totschlag eingesperrt, wenn nicht auf einmal alle Sirenen im Hafen einen greulichen Därm gemacht haben würden. Da mußte irgend etwas geschehen sein. Wir beide ließen einander los und rannten aus der Kneipe. Und dann kam die Bescherung, der Taifun.

Wenn ich Ihnen nun erzählen wollte, was in dieser blöden Nacht alles los war, würde ich heute nicht mehr fertig werden. Also: Am anderen Morgen war von der Stadt und von den Schiffen nicht mehr viel da. Unsere "Frene Kemmerich" hatte nicht mehr aus dem Hafen kommen können und lag nun auf dem Strand. Nur der Bremenser war heil geblieben. Der Postmeister hatte sein Postamt auf den Kopf geweht bekommen, was ihm persönlich weiter nichts schadete, weil sein dicker Schädel allerhand vertragen konnte. Doch bei der Gelegenheit waren ihm fast alle Briefmarken weggeweht oder aufgeweht worden. Nun hockte er neben den Trümmern, hielt in der einen Hand eine Schere, in der anderen einen Vogen heilgebliebener Fünfspennigmarken und machte durch einen Schnitt aus jeder einzelnen zwei, damit der Brat reichte. Irigendwo hatte er einen Stempel aufgespitzt, und mit dem hieb seine Frau den Überdruck auf die halben Marken.

Da fiel mir zum ersten Mal wieder die Emmy ein. Ich kam mir selbst vor wie so eine Marke, der jemand mitten durchs Herz geschnitten hatte. "Klas", sagte ich mir, "jetzt weißt Du, wie Du es machen mußt. Du schickst diesem Luder, der Emmy, das Bild zurück und klebst ein paar von den halbierten Marken darauf. Das heißt dann fein gesprochen: 'Alles ist aus zwischen uns, zerschnitten!'"

Das habe ich denn auch getan, und mit den zwanzig Pfennig, die ich auf den Brief kleben mußte, wäre für mich die ganze Geschichte erledigt gewesen, wenn ich nicht vor einem Jahr den Bremenser getroffen hätte. Der erkannte mich gleich: "Mann, ich muß Dir noch vielmals danken. Uns beiden, der Emmy und mir, ging's schlecht voriges Jahr. Keine Arbeit, kein Geld. Da sieht ein Bekannter zufällig Deinen Abschiedsbrief mit den zerschnittenen Marken, packt ihn, läuft zum nächsten Händler und bringt uns dreitausend Mark dafür!" Soll da nicht einer aus der Haut fahren?

"Recht", sagte ich, "Herr Ridders, doch mancher würde gern dreitausend Mark geben, wenn er ledig geblieben wäre wie Sie."